Natalia Fiedorczuk

Wie man Einkaufszentren liebgewinnt.

Wielka Litera Verlag, 2016

Aus dem Polnischen von Lisa Palmes

I.

Ein großes Möbelhaus. Nicht nur Möbel lassen sich hier finden, sondern gleich ein ganzes Leben. Die Firma, die diese riesige, weltumspannende Kette nahezu identischer Möbellager betreibt, setzt vor allem auf Familie. Auf ein Bild von Familie. Auf ein bestimmtes Bild von bestimmter Familie in bestimmter Umgebung. Sogar die Kundenkarte, die einem Aktions-Sonderangebote bei Bademänteln und eigenschaftslosen Reisetaschen einräumt, nennt sich so: FAMILY.

Durch die Gänge schieben sich Paare und Clans. Begierig spitze ich die Ohren. Eine junge Frau und ein attraktiver, vorzeitig ergrauter Mann suchen sich Beistelltischchen für ihre verglaste Veranda aus.

„Lass uns zwei von diesen hier kaufen, da können wir unsere Drinks draufstellen und den Sonnenuntergang anschauen.“

Jeder dieser scheinbar unpersönlichen, massenproduzierten Gegenstände birgt ein überwältigendes Glückspotenzial. Millionen Neugeborene schlafen in der geschmackvollen, farbharmonischen Bettwäsche mit dem aufgemalten Bärchenmotiv. Hunderttausende Leben, gezeugt auf einfachen Klappcouchen ohne Armlehnen, unter Bettdecken mit Op-Art-Punkten. Vielleicht sondert das Marketing der Firma, ihre visuelle Kultur einen süßen beruhigenden Sirup ab, der sofortiges Sicherheitsgefühl vermittelt. Er träufelt aus den geraden Linien, aus Symmetrie und Funktionalität, macht die Brust frei von Aspiration, steht im Hier und Jetzt fertig bereit, zum Mitnehmen.

Mein Mann findet diese Ästhetik unerträglich und unbegreiflich. Er ist zwischen Schränken im Danziger Barock und Sekretären aus dem 19. Jahrhundert groß geworden. Auf meinen Streifzügen mag er mich nicht begleiten. In einem anderen Möbelhaus, wo wir eine harte Matratze zum Sonderpreis erwerben, interessiert er sich ostentativ für einen schweineteuren Ohrensessel. Mein Mann hat seine eigenen Aspirationen, sein Land der Kindheit, in das er sich schuttsuchend flüchtet, wenn er erschöpft ist, sauer oder unsicher. Aber hallo, hallo, wir müssen doch unseren Kindern ein eigenes Land ihrer Kindheit schaffen, und zwar schnellstens, allerdings mit schmalem Geldbeutel.

Kinder, also auch ein Haus. Jahrelang haben wir keines. Wir haben gemietete Zimmer bei Bekannten und Singlewohnungen. Die Wohnung, die mein Mann und ich vor der Fortpflanzungsphase miteinander teilten, bestand aus zwei Minizimmern in einem Dachgeschoss mitten in der Stadt: irgendetwas zwischen besetztem Haus, Taubenschlag und Lotterhöhle eines saufenden Schreiberlings, mit wahrhaft newyorkerischem Blick auf eine bizarre Skyline.

Jetzt kommt ein anderes Dachgeschoss, oder ein Erdgeschoss, je nachdem, wohin es uns spontan verschlägt. In Anzeigen suche ich nach Wohnungen wie unbeschriebene Blätter, ohne fürchterliche Sofas, alte Fernseher, in warmem Gelborange gestrichene Flure, Holzvertäfelungen. Ohne schummrige Ecken, muffige Stoffbezüge.¹ Ich glaube fest daran, dass die Besuche im Möbellager der weltumspannenden Firma mein zukünftiges Zuhause in einen hellen, guten und reinen Ort verwandeln können.

Das Heimeligmachen – eine adäquate Entsprechung für das englische *homemaking* kenne ich nicht – ist für mich eine der schwersten und anstrengendsten Aufgaben aus der Kategorie „Familienleben“. Eine

¹ Die meisten Mietwohnungen in Polen enthalten die alte Ausstattung der privaten Eigentümer; Anm. d. Übers.

Wohnung wohnlich zu machen – eine Aufgabe, die seit jeher den Frauen zugeschrieben wird –, ist ein mühseliger und zeitraubender Prozess. Eine zeit-, geld- und kraftraubende Aneinanderreihung von immergleichen Tätigkeiten und Erfordernissen. Heimeligmachen bedeutet nicht nur, eine Behausung zu finden und in ihr dann Möbel, Tiere, Spielsachen, Bücher und Bettzeug anzuordnen. Es ist vielmehr so, als würde man das gleiche Bild immer wieder neu übermalen, Farbe herunterkratzen, die Komposition neu arrangieren und dynamisch auf Lichtveränderungen reagieren.

Jahrelang waren mein Zuhause ein Rucksack und ein paar Bücherkartons. Und mein Computer. Als mein Vater mir half, die Sachen in den neunten Stock des Studentenwohnheims hinaufzutragen, war mein Computer ein großer, klotziger PC, den ich zum Lohn für Matura, Berufsseminar und erfolgreiche Bewerbung um ein ganz annehmbares gebührenfreies Studium geschenkt bekommen hatte. Im Laufe der Jahre wurden es immer dünnere Laptops und Festplatten, die meine einzige Errungenschaft speicherten – meine professionelle Errungenschaft, gemessen in Giga- und Terabyte. Kleider gab ich ohne Bedauern weg, gut fühlte ich mich mit Regalen voller Bücher. Weiter hatte ich keine ästhetischen Maßgaben. Mit den Jahren und äußerst unwillig lernte ich zu putzen, und das nur, weil mir auffiel, dass ich bei Ordnung besser arbeiten kann. Bei Ordnung lebt es sich allgemein besser. Nur dieser Gedanke leitet mich beim Heimeligmachen.

Dem Heimeligmachen geneigter stimmt mich bisweilen ein Besuch im Möbelhaus. Der Kauf irgendeines billigen, überflüssigen Gegenstands: ein Kiefernholztischchen, ein Stuhl, ein neues Bettwäscheset. Dann lechze ich sofort nach dem Duft von frischer Wäsche oder Apfelkuchen mit Zimt – Symbole gesättigter Wärme und Sicherheit.

Wenn ich aus dem Laden zurück bin, entstehen auf dem hellen Terrakotta in der Küche sogleich dunkle, gezackte Kleckse von vergossenen

Kindergetränken und ziehen schwarzen Schmutz an. Welch ein Glück, dass das Kiefernparkett tarnende Eigenschaften hat – so ist die dicker werdende, stellenweise klebrige Struktur seiner Oberfläche, eine Folge des ständigen Gebrauchs, kaum zu erkennen. Das Schlimmste aber ist die Unordnung, die immer neu aus sich heraus entsteht. Ein trocknendes Handtuch über der Tür, eine achtlos über die Stereoanlage geworfene dreckige Kinderhose und auf der staubigen Fensterbank eine vergessene Schnabeltasse ominösen Inhalts, der einmal Kakao gewesen sein muss. Ich kann das Haus nicht systematisch heimelig machen, es sind eher konzentrisch auseinanderlaufende Kreise. Vor dem Bett fegen. Fensterbank im Schlafzimmer abwischen. Spielzeug. Müll rausbringen. Den stinkenden zuerst. Den schlechtgewordenen zuerst. Hinter dem Bett liegen alte Klamotten und irgendwelches Gepäck, in dem unser Sohn neulich herumgewühlt und -gehopst hat. Liegenlassen. Erst das Bettzeug. Überdecke in die Waschmaschine. Wäsche aus dem Trockner holen, in dem sich immer, immer in der Mitte, als wäre er ein Ausstellungspavillon, grau verwaschene Unterhosen und Kinderpullover zusammenklumpen. Herumliegende CDs. Ein teurer Kinderliegestuhl, ein Geschenk, hübsch und praktisch, aber voller Staubflocken. Kabel. Erde von draußen. Zum Schluss Balkon, Terrasse: Kinderwagenstellplatz und Sommergeräte, die verschimmeln, sich mit einer Patina überziehen und unter einer Schicht von Rückständen atmosphärischer Veränderungen verloren gehen. Der offene Kleiderständer, Ersatz für einen Schrank, sämtliche Klamotten quillen mir aus den einst hübsch anzusehenden Staufächern in einem monströsen Klumpen entgegen.

Wie viel Zeit darf ich heute dem Heimeligmachen widmen? Wie lange darf ich mich hineinziehen lassen in diese schwarze Höhle des An-, Um-, Aufräumens, des Putzens, der Sinngebung?

Das Kiefernholztischchen überzieht sich mit der klebrigen Substanz des Hauses, das ich so unbeholfen heimelig mache. Wie ein neues Auto

direkt aus dem Salon: gepflegt, poliert, manchmal bleibt der Plastiküberzug noch lange nach dem Kauf auf den Sitzen. Bis zur ersten Schramme, die jede Neuheit und Unberührtheit unwiederbringlich zunichte macht. Danach verliert es sogleich seinen Totemcharakter des status- und selbstbildhebenden Neuerwerbs und wird zum Teil der Alltagsausstattung, so unvollkommen und angekratzt wie ich selbst.

[...]

Notbremse

Wie viele Mütter, die nach dem Mutterschaftsurlaub [in Polen bis zu 26 Wochen rund um die Geburt; Anm. d. Übers.] an den Arbeitsplatz zurückkehren, war ich diesen schnell wieder los. Kein halbes Jahr verging, und meine Stelle wurde gestrichen. Weil die Spanne meiner Verpflichtungen ebenso groß wie unbestimmt gewesen war, fiel es mir schwer festzulegen, nach welcher Art Arbeit ich nun suchen sollte. Solange die Abfindung reichte, beschloss ich, würde ich zu Hause bleiben. Ausspannen. Meine Tochter nicht in die Krippe geben, und meinen Sohn jeden Morgen ganz in Ruhe zu Fuß in den Kindergarten bringen. Mir war nicht bewusst, wie schnell sich das Wasser im Teich diesmal mit grüner schleimiger Entengrütze überziehen würde.

Meistens fängt es so an, dass ich nicht mehr spreche. Ich höre mein eigenes Geplapper zu den Kindern nicht mehr, warte abends nicht mehr auf meinen Mann, um ihm zu erzählen, was sie machen, was sie gemacht haben und was ich gemacht habe. Mein Körper wird kratzig und widerborstig, unangenehm matt, so ganz anders als die glatten runden Händchen und Füßchen, die ich in der Babywanne wasche, eincreme, küsse und spielerisch beiße. Es fällt mir zunehmen schwer, mich zu erinnern – warum bin ich

noch zum Einkaufszentrum nach P. gefahren? Brauche ich Milch, oder war es Kaffee? Windeln? Feuchttücher? Ratlos stehe ich mitten in der Kaufhalle. Wieder trage ich Strickklamotten, nicht mehr ganz frische, vielleicht von gestern. Stoffe ohne Stretchanteil drücken und scheuern, ich kann darauf verzichten, mich jeden Morgen in ein Korsett aus steifen Jeans, in eine Bluse, eine Jacke ohne Flecken zu zwängen. Das ist leicht irreführend, denn bei meiner letzten diagnostizierten depressiven Phase nach der Geburt meines Sohnes habe ich mich besonders spektakulär gekleidet, viel Sport gemacht, regelmäßig geputzt, bin ganz aufgegangen in der beruhigenden Kontrolle über die Realität. Oder war das erst, nachdem ich die Pillen bekommen hatte? Ich weiß es nicht mehr, stehe gedankenverloren vor mich hinmurmelnd mitten in der Lebensmittelhalle. Vielleicht sollte ich mir neue Pillen holen? Ich muss mir die Nummer des Psychiaters raussuchen, bestimmt habe ich sie im anderen Handy gespeichert. Ich denke noch eine Weile nach, während sich allmählich eine Scham in meinem Hinterkopf breitmacht, die mit Sicherheit hervorbrechen wird, sobald ich die Schwelle zu seiner wohlgeordneten Praxis in Mokotów übertrete. Hallo, ich bin's noch mal. Ist schon wieder schiefgegangen. In meiner Vorstellung höre ich, wie ich meine Verlegenheit vor dem Arzt zu überspielen versuche. Ich schäme mich vor ihm, dass mir das normale Leben zuviel ist. Und was, wenn er mich diesmal ausschimpft? Die Scham in meiner Vorstellung ist so brennend, dass mir der Schweiß ausbricht, obwohl ich direkt neben dem Kühlregal mit Milchwaren stehe. Als ich mich ins Auto setze, wird mir ganz matt von der Anstrengung, den Zündschlüssel herumzudrehen. Irgendwann bin ich wohl mal sehr gerne Auto gefahren – ich sehe mich im Wageninnern um, das alles andere als sauber ist. Herumfliegende Coffee-to-go-Becher, Spielzeug, Zettel, Kassenbons, trockene Blätter und Krümel. Ich habe viel Zeit im Auto verbracht, so viel, dass ich keine Zeit gehabt habe, es

regelmäßig sauberzumachen. Jetzt nimmt mir das feuchte und zugleich staubige Chaos darin für ein paar Minuten den Atem, ich werde ganz starr.

So sitze ich im Auto, ohne den Motor anzumachen. Ich kann keinen klaren Gedanken fassen, sie verstreuen sich wie alte Spielsachen, die aus einer löchrigen Tüte fallen, fliegen herum wie der trockene Müll, den ich in einen Extrabehälter unter der Spüle stopfe und der, wenn ich zu fest nachstopfe, durch die ganze Küche katapultiert wird. Können Handflächen gleichzeitig klebrig und ausgetrocknet sein? Dieses Schwitzen und die Kälteschauer abwechselnd sind sehr seltsam. Der Psychiater, der Psychiater, ich muss dort anrufen. *Suck it up* – kommt mir die englische Wendung für das verhasste „Reiß dich zusammen“ in den Sinn. Saug es weg. Saug es ein. Saug dich selbst ein, hör auf, ständig aus der Spur zu schwappen, hör auf, in Einkaufszentren überzuschwappen wie Dreckwasser aus dem Wischeimer. Ich muss diese Nummer finden, muss Verantwortung zeigen und mich behandeln lassen, ich habe Kinder, ich habe eine Familie, ich habe Aufgaben zu erledigen. Ich habe ein Leben, nur eins, und vielleicht fragt mich der Psychiater wieder, wie viel ich wiege, und sagt: „Ausgezeichnet, wissen Sie, von den Pillen, die ich Ihnen diesmal verschrieben habe, nimmt man wunderbar ab“, und tatsächlich – ein bisschen schrumpfe ich, ziehe mich zusammen, sauge mich ein? Und dann merkt wieder keiner, kommt keiner drauf, dass ich dort war, wo der Müll ist, wo es dunkel und dreckig ist, und später werde ich auf Partys kichernd Stories vom Rückfall in die Depression erzählen, wie Geschichten von Auslandsreisen?

Ich komme nach Hause zurück, gehe über die Terrasse hinein. Mein Mann hat unsere Tochter auf dem Arm, deren rotes Gesicht und glänzende Augen verraten, dass sie eben noch geweint hat. Er übergibt sie mir. Das kleine runde Gesicht überzieht ein Lächeln, die kurzen Ärmchen strecken sich nach mir aus.

„Bei Mama ist die Welt wieder in Ordnung“, sagt mein Mann, erleichtert, dass ich zurück bin.

Ich stehe da, in der Jacke, die Kleine auf dem Arm, und rund um meine schlammverschmierten Turnschuhe bildet sich eine kleine Pfütze. Mein Mann nimmt mir die Einkaufstasche von der Schulter, zieht sich die Fliegermütze über die Ohren und küsst uns beide zum Abschied. Er drückt einen fröhlichen Schmatzer auf das runde Bäckchen unserer Tochter, wahrscheinlich, weil er endlich gehen darf, weil er nicht mehr die Minuten bis zu meiner Rückkehr zählen muss. Ich bleibe stehen, wo ich bin, mit unserer Tochter auf dem Arm, unentschlossen, zwischen Kommen und Gehen, da spüre ich einen kratzigen Schmatzer auf meiner Wange. Ich zucke zusammen, als wäre ich gerade aufgewacht. Mein Mann bemerkt es sofort, und gleich tut es ihm leid.

„Nein ... nein, es war nicht, weil du mich geküsst hast. Mir ist nur etwas eingefallen“, lüge ich.

„Das sah aber anders aus“, brummt er gekränkt und wendet den Kopf ab.

„Nein. Ich weiß auch nicht, wie ich es dir erklären soll. Hast du das nicht manchmal, dass du dich an etwas erinnerst, eine Situation, die nicht so gelaufen ist, wie sie sollte, und plötzlich schämst du dich wieder dafür oder hast ein schlechtes Gewissen? So ein Schaudern. Das hat überhaupt nichts mit dir zu tun“, antworte ich.

„Bist du dir sicher, dass alles okay ist?“ – Mein Mann hält mühsam seine Streitlust zurück, und dafür bin ich ihm dankbar – und der irgendwann mal gemeinsam absolvierten Eheberatung.

„Ja. Nein“, ich überlege, ob ich lügen soll. Ich lasse es bleiben. – „Ich glaube nicht. Nein. Ich glaube nicht“, wiederhole ich.

Mein Mann sieht mich besorgt an.

„Du hast etwas eingefallene Wangen“, sagt er schließlich.

„Ja?“ – Irgendwo in mir geht ein triumphales Minifeuerwerk los. Ich habe eingefallene Wangen! Das ist doch ein sichtbares, fühlbares Zeichen. Eine Rechtfertigung. Ich habe einen echten Beweis, eine Ausrede. Vielleicht bin ich wirklich am Verschwinden.

Jemand nimmt mir die Last der Verantwortung für mein Wohlbefinden von den Schultern. Wenigstens vor meinem Mann muss ich nicht mehr verbergen, wie verloren ich mich zwischen den Supermarktregalen fühle, wie ich über dem Suppentopf einfriere, wie dumpf ich an den schier endlosen Herbstnachmittagen mit zwei kleinen Kindern aus dem Fenster auf die dunkle Straße starre.

„Hast du noch irgendwo die Nummer von diesem Arzt?“, frage ich endlich.

Ich sagte nicht „Psychiater“ oder „mein Psychiater“, denn ich fürchte ein wenig die triviale Feststellung, die dem Fachgebiet des Arztes innewohnt. Der Arzt – ein gutaussehender dunkelhaariger Mann im besten Alter, der Selbstsicherheit, Ruhe und Distanz ausstrahlt – beschämt mich mit seinem Erfolg, seiner klinischen Erfahrung mit Psychopharmakologie, er beschämt mich, weil ich schon wieder zu ihm renne, beim letzten Mal habe ich die Medikamente einfach selbst abgesetzt, ich fühlte mich gut, alles lief nach Plan.

„Die habe ich, glaub ich, nicht mehr“, erwidert mein Mann. „Aber sie müsste doch auf der Webseite der Praxis stehen“, sagt er noch, während er auf die Terrassentür zugeht.

„Ja, auf der Webseite der Praxis. Auf der Webseite der Praxis“, wiederhole ich. „Tschüß.“

„Tüs, tüs“, unsere Tochter winkt ihm hinterher.

„Tüs, tüs.“

„Tschüß, tschüß, tschüß.“